

fixieren zu können. Hier gilt es also wieder, geduldig Material zu sammeln. FRITSCH glaubte, daß man wenigstens für Cladoceren durch Vergleichen zahlreicher physiologischer Eintrittszeiten einmal, wie er es nannte, eine „Anatomie des Lebenslaufes“ entwerfen könnte. Noch in seinen letzten Briefen kam zum Ausdruck, daß er die Hoffnung nicht aufgab, auch diesem Ziel wieder dienen zu können.

Sind wir so mit dem Blick auf die von RUDOLF FRITSCH untersuchten Tiere dessen Weg als Forscher gefolgt, kann ich sein Wirken als Lehrer mit wenigen Worten skizzieren: Er lehrte die Fülle der Phänomene im Tierreich, indem er zahllose Beispiele brachte, die sich unseren Ordnungsregeln doch immer wieder nur teilweise fügen wollen. Eine Lehrmeinung fand er gut, wenn sie uns etwas mehr als bisher begreifen ließ; solche, die alles zu ordnen versprachen, waren ihm verdächtig, und er pflegte sie zu übergehen.

Das Maßgebende waren ihm die Phänomene, die seinen Weg kreuzten, und über sie wunderte er sich immer wieder. Das Wundern kann man nicht lehren, aber andere Menschen können Zeuge davon werden, wie man sich ehrlich wundert und Fragen stellt. Hier befinden wir uns jeweils am Anfang einer naturwissenschaftlichen Arbeit, und mir will scheinen, daß RUDOLF FRITSCH jeweils an einem solchen Anfang seine Schüler und Freunde gewann. Was von unseren Deutungen, den Ergebnissen unserer Arbeiten bleibt, können wir nicht voraussehen. So glaube ich, RUDOLF FRITSCH für seine Fragen danken zu müssen, mit denen wir leben können.

WULF EMMO ANKEL

II. Die Persönlichkeit

Das Bild, das ich versuchen will zu geben *), kann nur ein subjektives Bild sein: Ich kann nur zeigen, wie RUDOLF HEINRICH FRITSCH als Persönlichkeit mir heute vor Augen steht. Und mir, als einem, dessen Weltbild und dessen Weltgefühl, nicht anders als das seine, das eines Biologen ist, mir ist am Beginn meines Unterfangens folgendes deutlich: Daß ich unvollkommen bleiben muß mit dem, was ich als Bild vor mir habe, und erst recht mit dem, was ich von diesem Bilde Ihnen, meinen Zuhörern, übermitteln kann. Nur eines kann ich Ihnen zusichern: Daß ich jede der nun kommenden Aussagen mit Verantwortung geprüft habe, weil ich, wiederum als Biologe, weiß, daß in der Welt, in der wir leben, das Lebendige zu seiner vollendetsten und stärksten Manifestation in der menschlichen Persönlichkeit kommt. Es ist kein Paradox, wenn ich sage, in diesem Bereich gäbe es Steigerungsstufen der Einmaligkeit. Je höher aber die Stufe einer Sublimation organisch-geistiger Kräfte zu einer Persönlichkeit liegt, um so größer ist die Gefahr für den Nachbildner, er

*) Gesprochen auf der Gedächtnisfeier der Naturwissenschaftlich-Philosophischen Fakultät Gießen für Prof. Dr. RUDOLF H. FRITSCH am 7. 1. 1964.

bleibe in Gedanken und Worten unterhalb oder außerhalb der Entsprechung. Biographien laufen, zunehmend mit dem Anspruch auf Gültigkeit, den der Nachbildner ihnen verleiht, Gefahr, statt zu einem Bild des Geschilderten zu einem Abbild des Schildernden zu werden. Einer solchen Gefahr, die unmittelbar zu einem crimen laesae personilitatis führen kann, vermag man nie ganz, am besten noch mit einer Methode auszuweichen, die man eine MAUPASSANTSche nennen könnte: Der Nachschilderer enthalte sich des eigenen Urteils und von ihm gesetzter Wertungen, soviel er nur vermag, und benutze sein ihm vom Schicksal geschenktes Wissen von dem anderen vor allem dazu, ihn noch einmal mit dessen Eigenhandlungen sichtbar und mit dessen eigenen Worten hörbar zu machen. So sei denn das Bild, das der Zuhörende von einem sich machen möchte, den er vielleicht nur wenig gekannt hat, möglichst aus erster Hand, und wenigstens der größere Anteil des unvermeidlichen „vu à travers d'un temperament“ liege dann beim Empfangenden und nicht bereits beim Vermittelnden. Solche Mahnungen sind bereits angeregt, ja beeinflußt durch den, dessen Bild ich uns heute zurückrufen möchte.

Als ich alles das bei mir zu versammeln suchte, was ich an meinem Teile von RUDOLF FRITSCH empfangen habe, wurde mir gegenwärtig, daß ich ihm, dem Vielgereisten und Sprachenkundigen, viel an Wissen über die Welt verdanke, in allererster Linie aber Wissen über Persönlichkeiten. Auch FRITSCH machte es, wenn er berichtete, wie MAUPASSANT: Er bekannte sich beispielsweise zu JACOB VON UEXKÜLL als dem entscheidenden Präger seiner jungen Jahre, aber er gab ihm nur selten ein Adjektiv; VON UEXKÜLL war in seinen Erzählungen nicht so oder so, sondern er hatte dies gesagt oder jenes getan.

JACOB VON UEXKÜLL stand so im Vordergrund von RUDOLF FRITSCHS Erzählungen, daß ich ihn eines Tages gebeten habe, diese Erinnerungen niederzuschreiben. Wir sind jetzt besonders froh, diese Niederschrift zu haben, und wir denken daran, sie drucken zu lassen. Sie trägt die Widmung an mich: „Prof. ANKEL, dem Kenner der Historie und dem Liebhaber der Histörchen“. Das war im Januar 1952, vor unserem gemeinsamen Wechsel von Darmstadt nach Gießen. RUDOLF FRITSCH mag aus den einleitenden Sätzen selbst zu uns sprechen:

„JACOB BARON VON UEXKÜLL war der erste Biologe und Zoologe, den ich in seinem Beruf kennenlernte. Er machte mir einen Eindruck, der die Erinnerungen an ihn noch heute, 22 Jahre später, ganz frisch bewahrt. In allen Lebenslagen fallen mir noch jetzt Aussprüche von ihm ein, die mich als Vademecum begleiten.“

Einer dieser Aussprüche wird einige Seiten danach zitiert. Als FRITSCH an der Zoologischen Station Neapel arbeitete, schrieb JACOB VON UEXKÜLL ihm einen Brief, in dem er ihn zu der großen Gelegenheit beglückwünschte, die ein Aufenthalt an diesem berühmten Institut für jeden Zoologen darstelle. Zur Arbeitsweise meinte er, man müsse sich „den gesunden Spieltrieb des Naturforschers“ nur immer frisch erhalten, und dann heißt es abschlie-

Bend: „Die Natur ist eine große Dame. Man muß sie höflich fragen, damit sie antwortet.“

Wir können getrost diese beiden Maximen über alle Arbeiten von RUDOLF FRITSCH setzen, die Herr MEIJERING uns soeben interpretiert hat. Und wenn wir sagen, er habe sich an sie gehalten, so finden wir von hier aus einen Weg zum Verständnis seiner ganzen Persönlichkeit, zu einer Struktur, in der das Forschen und Lehren nicht neben dem Sein stand, sondern dessen Notwendigkeit war. Denn dieses Sein von RUDOLF FRITSCH enthält, seiner Herkunft und seinem Werden nach, beides: Es enthält das, was UEXKÜLL den Spieltrieb nannte, und das, was er an Benehmen der großen Dame Natur gegenüber forderte. Was da in die scherzhafte Form des Kavaliers alter Schule gekleidet war, meint ja etwas ganz Ernstes und Letztes: Es meint die Entsprechung in Kraft und Form, die die Natur von denen fordert, die sich ihr mit Fragen zu nähern wagen. Spiel und Ordo — zwischen diesen beiden Polen spannt sich das Dasein von RUDOLF FRITSCH; besser: vom Spiel zum Ordo geht sein Weg bis zu einer Stelle, wo es ihm gelang, dem Schicksalseinbruch chaotischer Kräfte den höchsten Rang des eigenen Ordo entgegenzusetzen. So wurde das, was wie das tiefste Tal erschien, der höchste Berg auf seinem Wege.

Ich denke an das Spiel, wenn ich an den Tag denke, als ich ihm zum ersten Male begegnete. Die Anziehungskraft des Bezüglichen hat es gewollt, daß dies in Gießen war, beim Zoologentag 1938; es war die letzte Tagung mit fröhlichem Grundton vor dem Kriege. FRITSCH hatte, von Neapel zurückgekehrt, darüber berichtet, wie der Tintenfisch *Octopus* sich aus Steinen seine Burgen baut. Die reine Freude am Kuriosen, von der MEIJERING gesprochen hat, kam bei der Wahl dieser Aufgabe heraus. Zugleich aber die Strenge der Analyse. Denn was wie ein Spiel des Tieres erschien, das wurde mit strengen Kurven nüchtern analysiert. Das Ergebnis war eine Bestätigung der Lehre des großen Meisters, daß eine Umwelt der artspezifische Spiegel der organischen Konstruktion ihrer Insassen ist, sei sie nun gewählt oder aktiv geschaffen.

Es war wie eine Bestätigung der gleichen Ansicht, wenn dann an einem strahlenden Tag oben auf dem Vogelsberg, bei dem die Tagung abschließenden Ausflug, dieser junge Mann, an dessen Ausdruck und Haltung niemand vorbeisehen konnte, die nach Ausdruck und Haltung ihm entsprechende Partnerin gefunden hatte. Die Neider tuschelten. Sie sahen nur den „fond de plaie“, den man nicht erlernen kann. In Wirklichkeit war es damals schon mehr. Es war die Fähigkeit, der vorgeprägten eigenen Struktur nichts anderes zuzumuten als das, was ihr entsprach. Das Gespür für das Adaequate ist ein entscheidendes Kennzeichen dieses Daseins. Mag es als Gespür seine Wurzeln im Unbewußten haben, entscheidend für den Rang einer Persönlichkeit ist die Ebene der Bewußtheit des Angemessenen. Wir finden diese Ebene bei RUDOLF FRITSCH in den Menschen, die er sich gewann, und in seinen Begegnungen mit der Welt, wie er sie sich suchte, und auch dann noch, sogar gerade dann, als sie ihm aufgezungen wurden.

Er suchte die Begegnung mit der Welt; und an den Beginn seiner Welt- und Reiselust können wir getrost die Neugierde des Spielenden setzen. Aber schon die Wahl seiner Wege über den Globus trägt die Züge einer bewußten Selbstgestaltung seines Schicksalsfeldes, mit dem Ziel der Selbstbewährung auf ihm. Das gilt schon von seinem Jahr an der Universität Neapel und an der Stazione Zoologica dort, das gilt von seinem Aufenthalt am Deutsch-Dominikanischen Tropenforschungsinstitut, das gilt schließlich von seinem Entschluß, im Auftrag der UNESCO nach Indien zu gehen.

Niemand kann solche Reisen machen, ohne aus zufälligen Begegnungen Bindungen mitzunehmen, von denen meist nur wenige bleiben. Ich weiß viel von den Freunden, die FRITSCH auf seinen Reisen sich gewann, weil FRITSCH in gemeinsamen Abenden, von denen noch zu berichten sein wird, sie mir alle auf das lebendigste präsentierte; einigen bin ich dann später selbst noch begegnet, und in einem Falle genügte das Kennwort „FRITSCH“, um eine neue Freundschaft beginnen zu lassen. In der Reihe aller, die er sich gewann und für die, wie nach seinem Tode die Briefe sagten, die Welt trüber aussah ohne ihn, in dieser Reihe findet sich nicht eine einzige durchschnittliche Gestalt, wohl aber manche, die einzigartig, bedeutend oder kurios ist; und alle stehen sie mit echter Freiheit in der Verpflichtung des Menschseins auf der Erde, eine Elite also in diesem Sinne.

Was für diese Zeit gilt, gilt auch für die spätere unserer Zusammenarbeit. Ich denke an die Menschen, die durch ihn und seinen Zauber in engere Verbindung mit unserem Institut kamen, ich denke an seine Schüler, angefangen bei den Jungens an der Spiekerooger Lietz-Schule, die er begeisterte, weil er jeden ganz ernst nahm, bis zu denen, die bei ihm promovierten.

Das Bild der freiwilligen Weltbegegnung — auf Indien komme ich noch zu sprechen — sei nun noch ergänzt durch die Zeit der Unfreiwilligkeit. Mir scheint, daß kaum etwas so kennzeichnend ist für seine Struktur und für seine Kraft, sich seine Form von Ordo im Chaos zu bewahren, als die Zeit des Krieges. Als er von San Domingo nach einer ihn mit Eindrücken und Menschen bereichernden Reise über die Vereinigten Staaten, Hawaii, Japan und durch Rußland mit der sibirischen Bahn zurückgekehrt war und alsbald eingezogen wurde, ließ er die Erniedrigungen des Landser-Daseins für sich einfach nicht zu. Er kam immer in die interessantesten Positionen, er war fast immer bei Stäben, er wurde Dolmetscher in Englisch, Französisch und Italienisch, er war Kurier und Mittelsmann bei wichtigen und schwierigen Affären und blieb doch nur Feldwebel bis zuletzt. Und noch im Schmutz, im Hunger und im Gestrudel ungezügelter Behauptungsinstinkte des Gefangenenlagers stand, wir wissen es, um den bärtigen Mann im zerrissenen Zeug die Würde der Bewahrung und eines Anstandes, den keiner nachahmen kann, weil er nicht machbar ist. So blieb Inferiores, Unmenschliches oder auch schon Belangloses stets außerhalb seiner Existenz, selbst dann, wenn er mit Gewalt hineingestoßen wurde. Da er sich nie an die Welt verlor,

behielt er die Kraft, sie nachzuschöpfen. Die Schärfe und die Differenziertheit, die seine Nachschöpfung kennzeichnen, haben eben sich selbst zur Voraussetzung: Die unbestechliche Schärfe des Blickes und die Differenziertheit vorgeprägter Adsorptionsstellen im „Innen“, an denen das Gesehene, das chaotisch Angebotene, zur Ordnung gebracht wird.

Sein Blick war der unbestechliche des echten Naturforschers, der den Aspekt des Seienden zu prüfen beauftragt ist. Unbestechlichkeit kann, wenn Menschen die Objekte sind, wie Mitleidlosigkeit erscheinen. Aber wenn FRITSCH einen Menschen beschrieb, wie MAUPASSANT ohne einziges Epitheton, allenfalls mit freilich dann stets verblüffenden Metaphern, einen Menschen, wie er dann nach Gestalt, Gang, Blick, Bewegung, Ton, Sprache, Mimik und Gestik unverwechselbar vor einem stand, dann war hier die Ebene eines möglichen Mitleides noch gar nicht erreicht. Mitleid pauschal zu geben, hätte er bei seinem Suchen nach Qualität ohnehin für falsch gehalten.

FRITSCH hat gelegentlich sich selbst, mit den Wortbildungen seines großen Meisters, dahin gekennzeichnet, er sei, seinem Wesen nach, mehr ein Merker als ein Wirker. Das ist insofern sicher richtig, als er, wie in einem Freundesbrief steht, „viele aufnahm, was anderen, vom Wirkungstrieb Bedrängten, wahrscheinlich entgangen wäre“. Aber wir sehen bei ihm im Fazit kein Mißverhältnis zwischen Merken und Wirken, wir wissen vielmehr von dem hohen Maß von bewußter Verantwortung, mit der die Ordnung des Erfahrenen von ihm immer wieder geprüft wurde, ehe er sich selbst erlauben wollte, daraus eine wissenschaftliche Erkenntnis oder — viel schwerwiegender noch, seiner Meinung nach — eine Lehre zu machen. Rasche, unmittelbar reflektierte Rückblitze aus seinem Weltpanoptikum, das er mit der Lust des Sammlers ständig vermehrte, mit souveränem Spott pointierte Formulierungen, die uns in der Fron des Institutsbetriebes so gut taten, weil sie jeden möglichen Ärger entschärften, die gestattete er sich nur, solange es unbedenklich war. Die meisten haben ihn nur in diesem Spielfeld kennen gelernt, ihn für einen Causeur gehalten und dann beneidet oder, wenn sie zu der in der Welt gefährlichsten Sorte totaler Seriosität gehörten, ihn abgewertet oder abgelehnt. In seinem Innenfeld, das weiß nur seine Frau, und das wissen nur seine nächsten Freunde, regierte er über sich selbst und seine Schätze mit einer Strenge, die man am gültigsten kantisch zu nennen hat. Darf man an dieser Stelle fragen, wie viele Biologen es wohl in der Welt geben mag, in deren Arbeitszimmer das Bild des Meisters der Erkenntnislehre hängt?

Aus dem Gesagten mag auch verständlich werden, was vielen unverständlich geblieben ist: Warum sich der plaudernde, der charmierend gesellige FRITSCH so von dem dozierenden und publizierenden unterschied. Seine Vorlesungen waren trocken, aber — wer es verstehen wollte — sie erzogen zu dem, was dem Biologen vor der Faszination seiner Objekte nottut, zur Nüchternheit bei der Wahrheitsuche und zur Sparsamkeit bei der Deutung. Und diese Vorlesungen entsprachen einem selten erfüllten Wunsch an unsere Privat-Dozen-

ten. Wer anders als diese können Themen behandeln, die aus der Lehrmeinung herausstoßen auf neue Felder, Themen, die das Erfahrene mit der Freiheit des Geistes unter neue Aspekte stellen. Hier war FRITSCH ein echter Pionier. Seine Vorlesungen bei uns in Gießen über „Latentes Leben“, über „Bauinstinkte und Bauverhalten“, über „Zeitmaße und Zeitordnungen im Tierreich“ waren etwas Einzigartiges. Das „Kolloquium über die Zeit“, das FRITSCH zusammen mit dem Mediziner BLASIUS, dem Philosophen LASSEN und dem Physiker SCHMILLEN veranstaltete, hat avantgardistisch eine Problematik aufgegriffen, die erst heute in ihrer Bedeutung richtig erkannt zu werden beginnt. Wir sind sicher, FRITSCH hätte uns ein Buch über die organismische Zeit geschenkt — er sprach gelegentlich davon und sammelte Material —, hätte nicht das Schicksal seine geistige Vollen- dung so sinnlos abgebrochen. So können wir nur festhalten, er hätte, beginnend bei der berühmten Rede KARL ERNST VON BAERS: „Welche Auffassung der lebenden Natur ist die richtige?“ gerade mit seinen Bemühungen um das Verständnis der organismischen Zeit das Werk seines großen Lehrers VON UEXKÜLL in dessen Sinn fortgesetzt, so wie er es mit jeder seiner Publikationen getan hat. Collega THURE VON UEXKÜLL und ich hatten ja die Hoffnung, RUDOLF FRITSCH könne das in Hamburg weggeschrumpfte „Institut für Umweltfor- schung“ hier in Gießen zu neuer Entwicklung bringen. Als FRITSCH uns verlassen hatte, verlor der Plan seinen Sinn, weil seine einmalige Voraussetzung.

Daß FRITSCH sich mit der organismischen Zeit beschäftigte, hat eine tiefe Beziehung zu seinem Wesen. Zu seinem Ordo gehörte sehr wesentlich die Bewahrung, ja die Verteidigung seiner individual- spezifischen Zeit. Lassen Sie mich darüber mit dem fröhlichen An- fang unseres gemeinsamen Weges berichten. Im Sommer 1949 be- suchten wir mit einer Exkursion auch Spiekeroog und die dort von Prof. MEYER-ABICH gegründete biologische Station, an der FRITSCH eine in den Turbulenzen der Nachkriegsjahre relativ ruhige Nische gefunden hatte. Von der Unterkunft aus telefonierte ich mit FRITSCH wegen des weiteren Programms, ehe wir uns, seit 1938, wieder ge- sehen hatten, und meinte, auf Exkursionen sei mein Wahlspruch wie in Neapel „senza fretta“ = „ohne Hast“. Ich habe sein: „Das macht Sie mir aber sympathisch!“ noch im Ohr, mit dem er diese Auffas- sung spontan quittierte. Damit begann ein Einverständnis, das mich veranlaßte, ihn „aus dem Dünenand auszugraben“, wie er später immer gesagt hat. Das Hamburger Stipendium, das FRITSCH auf Spiekeroog hatte, wurde von dem dortigen Zoologen BERTHOLD KLATT betreut. KLATT war ein Grobian, der ein großes Herz hinter Fuhr- knechtsflüchen verbarg. In Haltung und Auftreten waren FRITSCH und KLATT diametral verschieden, und es war für beide kennzeich- nend, wie sie sich dennoch liebten. Als ich KLATT erzählte, ich hätte mir FRITSCH zum Mitarbeiter geholt, gab er mir eine höchst drasti- sche Empfehlung, wie ich ihn jeden Morgen in Schwung zu bringen hätte. In seiner Unverblümtheit sagte er auch FRITSCH, der ihn auf der Anreise nach Darmstadt noch einmal besuchte: „Ich habe dem

ANKEL empfohlen, er solle . . .“ Als FRITSCH dann in Darmstadt ankam, meinte er als erstes zu mir: „Sollten wir es nicht erst einmal ohne versuchen?“

Mir persönlich hat RUDOLF FRITSCH in den nun folgenden neun Jahren der Gemeinsamkeit das schönste Geschenk meines Professordaseins gemacht. Wir bedurften keiner Versuche, geschweige denn überhaupt irgend eines Verfahrens, um die Aufgabe „Chef und Assistent“ zu lösen, die doch bekanntlich so konfliktträchtig sein kann. Es beglückt, erfahren zu haben, daß der Verzicht auf das bequeme Instrument des Anordnungsgefälles möglich ist, daß die angebotene Gleichwertigkeit der menschlichen Positionen nicht, wie so leicht, zu einer Minderung des gegenseitigen Respektes, sondern im Gegenteil zu seiner höchsten Steigerung führen kann. Ein Zusammenleben und Zusammenarbeiten, bei dem jeder nicht um die Verletzlichkeit seiner Grenzen, sondern um die Integrität der Grenzen des anderen besorgt ist, ist human, weil es das animalische Erbteil der „Revierkämpfe“ durch einen menschlichen Ordo ersetzt. Wenn dieser Ordo gegeben ist, sichert er zugleich den höchsten Wirkungsgrad, weil er den höchsten Grad von Freiheit der Persönlichkeit garantiert, der in einer Gemeinschaft möglich ist.

Auf solcher Grundlage — und nur auf solcher — wurde dann noch etwas möglich, was wohl selten möglich sein kann: Chef und Assistent, der eine Strohwitwer, der andere unverheiratet, haben fast 2 Jahre lang im Institut gemeinsam zu Abend gegessen. Wir hatten uns versprochen, diesen Brauch jederzeit ohne Harm aufzukündigen, wenn wir beginnen würden, uns auf die Nerven zu gehen. Wir hätten, wie sich dann erwies, dieser Sicherung nicht bedurft.

In meiner Erinnerung an diesen Teetisch in meinem Zimmer, den eine Art von Ritual auch vor dem Zerfall der äußeren Form bewahrte, bin ich in den Gesprächen der Nehmende gewesen. Seine Welt- und Menschen Erfahrung hätte Stoff genug gegeben; FRITSCH hatte mehr zu bieten: seine Kenntnis der modernen Welt-Literatur. Nicht zuletzt durch die Verteidigung seines persönlichen Tempos, durch Zeiteinteilung mit einer Pedanterie, zu der er sich auch sonst bekannte, brachte es FRITSCH im Gegensatz zu mir fertig, hier up to date zu bleiben. Er hätte auch selbst ein Schriftsteller werden können: es gibt Zeugnisse dafür.

Es schien irgend einer von diesen Abenden zu sein, die nie langweilig wurden, der dann, unversehens für mich, eine neue Stufe, die entscheidende Stufe seines Daseins markierte: Mit der Verschämtheit eines Knaben brachte er hinter seinem Rücken eine Flasche Wein hervor: „Wir sollten sie trinken; ich habe mich verlobt!“

Wir wissen aus Briefen an Freunde von ihm, der so lange allein geblieben war, daß er die Gefahr, in der Vereinzelung introvertiert und damit ärmer zu werden, vor sich sah. Nun war ihm, in neuer Bestätigung seiner Fähigkeit, das Adaequate zu finden, das schönste Feld zu einer Entfaltung seines Reichtums eröffnet, wie sie ihm allein versagt geblieben wäre. Nun erst wurde der Merker der Welt zum wissenden Wirker in ihr und für sie. Als Beauftragter der

UNESCO flog er nach New-Delhi, „den Menschen, die Humanitas zugleich als Forschungsziel und Aufgabe vor sich“ — mit seinen eigenen Worten. Als ich dann als Mitglied einer UNESCO-Kommision im Oktober 1961 nach New-Delhi kam, wo ich ihn zu treffen gehofft hatte, war er schon von der zweiten Attacke der Krankheit aus dem Wirkfeld, das er sich aufgebaut hatte, vertrieben. „Er sich aufgebaut“ — nein, beide zusammen hatten sie es sich aufgebaut. Seine Mitarbeiter und Freunde bei der UNESCO und der Deutschen Botschaft in New-Delhi wußten davon zu berichten, wie beide, Herr und Frau FRITSCH, mit dem gleichen Können und in der gleichen Verpflichtung zur Aufgabe auf dem internationalen Parkett von New-Delhi standen, bewußt und unbestechliche Boten deutscher und europäischer Kultur vor den Ansprüchen und den Hintergründigkeiten Indiens. So verknüpften sie ihre exponierte Position mit der Verantwortung vor den Generationen deutscher Professoren, aus denen sie kamen. Wir dürfen darauf stolz und wir haben dafür dankbar zu sein.

FRITSCH hat seine UNESCO-Aufgabe nie so gesehen, als hätte er damit sein Dasein als Wissenschaftler verlassen oder gar verraten, sondern sie lag im Gegenteil für ihn mitten in der Aufgabe des deutschen Hochschullehrers, dessen Weltoffenheit er mit Entschiedenheit forderte. Eine weltbezogene Urteilskraft wieder auf Forschung und Lehre anwenden, nach Gießen zurückkehren zu können, war sein klarer, mit vorschreitender Krankheit immer dringender werdender Wunsch. Daß er erfüllt würde, ist ihm und uns versagt geblieben.

Wenn im Wesen des Organischen die Gnadenlosigkeit seiner Selbstzerstörung liegen kann, so liegt in dem, dem Organischen inhaerenten Ordo der Seele doch auch die Gnade einer bis zur letzten Stunde lebendigen Hoffnung, wie FRITSCH sie an sich erfuhr und wie die Tapferkeit seiner Frau sie ihm bewahrte.

Ich suche nun doch nach einem Epitheton, aber ich finde keines, was der Haltung der beiden entspräche, im Leben, im Sterben, im Leben trotz des Sterbens. Wir wissen, wie es war und wie es ist, und wir verneigen uns.

Was bleibt? Solange diejenigen leben, die ihn gekannt haben, bleiben die Nachwirkungen seines Wirkens als Mensch, bleibt sein forderndes Beispiel als Forscher und Lehrer. Dann aber, wenn wir Lehrenden daran denken, daß unseren Nachfolgenden um ihren Bildungsauftrag noch mehr bange werden muß, als wir es schon sind, vor den drohend wachsenden Gebirgen des Wissens, dann dürfte noch lange ein Wort gültig bleiben wie dieses des Professors der Zoologie und vergleichenden Physiologie Dr. RUDOLF HEINRICH FRITSCH:

„Der Stoff, das Wissensgebiet der Lehre oder Erziehung, tritt letzten Endes in seiner Bedeutung zurück hinter dem Geist, der Haltung, die Lehrer und Lernende einnehmen und in der sie durch das gemeinsame Werk gefestigt und vereint werden.“